

Konrad Hilpert

Mehr Selbst werden

Bedeutung und Problematik des Leitbilds der Selbstverwirklichung*

Selbstverwirklichung hat Konjunktur. In gut zwei Jahrzehnten ist dieses Wort mit seinen Äquivalenten zu einem bevorzugten Leitwort und -wert richtiger Lebensorientierung avanciert. Anders als die Begriffe „Emanzipation“ und „Lebensqualität“, die teils gleichzeitig, teils bereits etwas früher eine vergleichbare Karriere durchliefen, ist Selbstverwirklichung auf die einzelnen und nicht bzw. erst sekundär auf die gesellschaftliche Ordnung bezogen. Das Bedürfnis, dem „Selbstverwirklichung“ seine breite Resonanz verdankt, ist offenkundig die Suche nach einem Ziel und Maßstab persönlicher Lebensgestaltung.

Verheißungsbesetzt und diffus

Was auf den ersten Blick vertraut und selbstverständlich gilt, entzieht sich dem Zugriff sehr schnell, sobald man fragt, was das eigentlich sei: Selbstverwirklichung. Wie viele andere Modebegriffe bezieht auch dieser ein beträchtliches Stück seiner alltagsmoralischen Geltung aus den Hoffnungen und Sehnsüchten, die sich um ihn herum angelagert haben. Wo Selbstverwirklichung beschworen wird, geschieht dies meist emphatisch und engagiert für die eigene Person.

Was für Hoffnungen und Sehnsüchte sind das aber, die das Streben nach Selbstverwirklichung so stark in den Vordergrund haben rücken lassen? Zweifellos gehört zu ihnen *Authentizität*, der Wunsch also nach Eigentlichkeit und Echtheit. Das Besondere inmitten von Egalitärem, die unverwechselbare Eigenart, die nicht einfach bloß die Allgemeinheit exemplifiziert, Identität, die nicht durch vorgegebene Zugehörigkeiten zufällt, sondern aufgebaut und dargestellt wird, ist, was viele suchen. Die Zusammenhänge, in denen sie sich vorfinden und in denen sie sich notgedrungen über einen großen Teil ihrer Zeit hinweg bewegen, werden als abstrakt und anonym erfahren.

Zur Suche nach Originalität und persönlicher Nähe gesellt sich das Streben nach *Spontaneität*. Man will selbst darüber befinden, was man braucht, um zu sich selbst zu kommen und dieser bestimmte Jemand zu sein. Den allgegenwärtigen Einwirkungen von außen, den mannigfaltigen Zwängen und sublimen Verfügungen, ihnen will man sich nicht einfach ausliefern. Weil das Gewirr der tausendfachen

Bezüge so unübersichtlich ist, gerät alles Institutionelle und alles Verbindlichkeit Erheischende in den Verdacht der Manipulation. Und da ist schließlich noch die Suche nach *Kreativität*. Umschlossen und bedrängt von einer synthetischen Alltagswelt, in der das funktionale Nutzenkalkül unerbittlich herrscht und immer in neue, subtilere Bereiche vorzudringen scheint, klingt die Aussicht auf die Möglichkeit von Unverzwecktem und gar auf einen Bereich des Nichtverzweckbaren verlockend.

Die konnotierten Hoffnungen lassen sichtbar werden, daß der Aufschwung des Interesses an Selbstverwirklichung weniger das Ergebnis einer ethischen Neuentdeckung ist, sondern eher mit den Entfremdungen in unserer kulturellen Lebenswelt zu tun hat. Trifft dies zu, dann zeigt der Rekurs auf Selbstverwirklichung ein Defizit an, unter dem ein Großteil der Menschen in unserer Gesellschaft leidet. Die Besinnung auf sich selbst korreliert mit der Erfahrung, daß sich dem Prozeß, diese Person zu sein und diese Person zu bleiben, Hindernisse und Anfechtungen entgegenstellen. Dem Lebensgefühl nach zu schließen, scheint zu den drei großen Kränkungen, von denen Sigmund Freud sprach¹, die als total empfundene Technisierung als vierte hinzugetreten zu sein. Daß davon auch unser Zeitempfinden tiefgreifend verändert wird – die Zukunft wird infolge der Geschwindigkeit der sozialen Veränderungen unabsehbarer, die Vergangenheit bedeutungsloser –, lenkt das Interesse der Menschen noch einmal verstärkt auf die Frage nach ihrem eigenen Selbst. So gesehen, muß man Selbstverwirklichung als einen orientierungsökonomischen Kompensationsbegriff verstehen.

Eine noch nicht ganz aufgeklärte Herkunft

Die Thematisierung von Selbstverwirklichung erschöpft sich aber nicht darin, aktueller Widerspruch oder Korrektiv zur alltagsweltlichen Befindlichkeit einer Subjektivität zu sein, die sich von Entfremdungen und Übermächtigungen bedrängt fühlt. Die Vorstellung und das Anliegen, daß der Mensch in der Herausbildung seines individuellen Personseins sich selbst zugelastet ist, hat vielmehr eine lange, aber noch nicht genügend aufgeklärte Vorgeschichte. Das „Erkenne dich selbst“ des delphischen Orakels und die stoische Glückseligkeitslehre bilden ebenso Glieder in dieser, ganz unterschiedliche Philosophien durchziehenden Kette wie auch Augustinus' Homo-exterior/interior-Theorie und die deutsche Mystik. Hält man sich streng an den Begriff und sein engeres Umfeld, so stößt man vor allem auf die Philosophie des deutschen Idealismus und die moderne Psychologie.

Der idealistische Gedanke von Selbst, Selbstsein und Selbstwerden, wie er vor allem in der Philosophie nach Hegel eine zentrale Rolle gespielt hat und durch die Existenzphilosophie erneut Relevanz gewann, hebt sich von früheren anthropolo-

gischen Konzeptionen vor allem darin ab, daß er die Realisation des Selbst nicht als faktische Einholung einer naturhaft vorgegebenen idealen Struktur versteht, sondern als etwas, das im Entwerfen, Begreifen und Aneignen eigener Möglichkeiten sich allererst konstituiert. Dies ist vor allem in Fichtes Ich-Philosophie auf die Spitze getrieben, insofern dort selbst noch das Bewußtsein als reine Tathandlung, also als völliger Akt der Freiheit, gedacht ist; das Ich ist darin vorhanden und besteht darin, daß es sich selbst setzt.

Kierkegaard wendet diese Selbsterzeugung des Ich ganz ins Ethische und gelangt so zu einer wirkungsgeschichtlich bedeutsamen Selbstwerdungs-Ethik: Er meint mit „Selbst“ dies, daß das Verhältnis, die Synthese zwischen Unendlichem und Endlichem, zwischen Zeitlichem und Ewigem, zwischen Freiheit und Notwendigkeit, als die der Mensch sich vorfindet, sich noch einmal zu sich selbst verhält². Die schlechthinnige Daseinsaufgabe besteht nach ihm darin, selbst zu sein. Indem der Mensch diese Aufgabe in einem grundlegenden Akt der Wahl übernimmt, entdeckt er sein Selbst-sein-Können und vollzieht es. Diese Grundwahl kann aber nicht ein für allemal an ihrem Ziel sein, sondern muß unter den nicht vom Selbst gesetzten faktischen geschichtlichen Bedingungen je neu und konkret verwirklicht werden. Im Prozeß des Selbstwerdens sieht *Kierkegaard* nun zugleich die Transzendenz aufbrechen. Da der Mensch sich die Möglichkeit seines Selbstseinkönnens nicht selbst erschaffen hat, sondern sie nur wählen kann, was sich besonders dann zeigt, wenn er in bestimmten Situationen der Verzweiflung sein Selbst abschütteln will, muß es von etwas anderem gesetzt sein, und dieses andere, in der Selbstbestimmung selbst Bestimmende, nennt er Gott. Das mögliche Mißverhältnis oder die Sünde besteht in der Weigerung, in Gott gründendes Selbst sein zu wollen.

Auch bei *Karl Marx* spielt der Gedanke der Selbstrealisation eine wichtige, ja zentrale Rolle. Während aber *Kierkegaard* im Noch-nicht-Selbstsein die grundlegende Herausforderung menschlichen Existierens sieht, deren Entdeckung, Übernahme und Lösung dem einzelnen in ethischen Entscheidungen obliegt, deutet Marx die Nichtübereinstimmung im Menschen oder – idealistisch ausgedrückt – die Differenz zwischen Freiheit und Notwendigkeit als Widerstreit zwischen individuellem Dasein und gattungsmäßigem Wesen und analysiert sie als von den sozioökonomischen Verhältnissen bedingte Entfremdung. Vor diesem Hintergrund besagt Selbstrealisation vor allem gesellschaftlich-strukturelle Befreiung der menschlichen Grundkräfte und der individuellen Fähigkeiten. Die Selbstverwirklichung der gesellschaftlichen Individuen kann folglich erst dann und in dem Maß eintreten, wie die ökonomischen Abhängigkeitsverhältnisse (gemeint sind vor allem Privateigentum an Produktionsmitteln und Arbeitsteilung) aufgehoben sind und die Klassenherrschaft überwunden ist. Der Kommunismus sei – so schreibt Marx bereits in dem frühen Manuskript „Nationalökonomie und Philosophie“ aus dem Jahr 1844 – die „Reintegration oder Rückkehr des Menschen in sich als Aufhebung der menschlichen Selbstentfremdung“³.

Freilich: Der nächste Ursprung für die derzeitige Popularität des Selbstverwirklichungsgedankens dürfte weniger in den anspruchsvollen Philosophien des Selbstseins im Umkreis des deutschen Idealismus und deren Fortentwicklung in der Existenzphilosophie zu suchen sein als in der neueren Psychologie, wo die Selbstverwirklichungsthematik seit Jahrzehnten bei einer Reihe prominenter Autoren eine eingehende Behandlung erfahren hat⁴, ohne daß die Gemeinsamkeit des Themas mit der Einheitlichkeit einer bestimmten Schulrichtung zu tun hätte, der alle diese Autoren zuzurechnen wären. Offensichtlich war es C. G. Jung, der den Begriff „Selbst“ in die psychologische Theorie eingeführt und wohl auch explizit den Terminus „Selbstverwirklichung“ geprägt hat. Jung verwendete ihn als Synonym für Individuation⁵ und begriff diese als jenen innerpsychischen Prozeß, in dessen Verlauf sich ein Mensch die unbewußten Tiefenschichten seiner eigenen Natur bewußt macht, sich mit ihnen auseinandersetzt, sie in ihrer Wirksamkeit anerkennt und sie in seine Persönlichkeit integriert. Grundlegend für diese Sicht ist die Unterscheidung zwischen Selbst und Ich: Während das Ich das umfaßt, was ich von mir weiß und als zugehörig zu mir fühle, ist mit dem Selbst die aus bewußten und unbewußten Inhalten bestehende, beides als Einheit begreifende Gesamtpersönlichkeit gemeint. Die Bedeutung dieses nur stufenweise vollziehbaren Vorgangs liegt darin, daß das Erreichen der psychischen Ganzheit die entscheidendste Voraussetzung für die Ausbildung einer umfassenden, nicht gespaltenen, in sich ausbalancierten und um eine innere Mitte zentrierten Person darstellt. Das Selbst, das zu verwirklichen ist, besagt also einerseits Individualität, insofern die Individuation in Relation mit den schicksalsmäßig gegebenen Anlagen erarbeitet wird; andererseits wird damit der gelungene Aufbau einer Persönlichkeit zum Ausdruck gebracht, die gerade mehr umfaßt, als bloß das im Bewußtsein Festgehaltene.

Einen programmatischen Stellenwert hat „Selbstverwirklichung“ dann aber vor allem in der aus den USA kommenden, sogenannten *humanistischen Psychologie* erhalten. Daß dem Menschen in allem Handeln und Streben eine unabweisbare Tendenz innewohnt, die auf Selbstverwirklichung zielt, ist die zentrale anthropologische Aussage, in der beispielsweise C. R. Rogers die Erfahrungen mit therapeutischen Prozessen auf den Nenner bringt. Das Streben nach Selbstverwirklichung wird als die Motivationsbasis aller menschlichen Aktivitäten bestimmt, von der die einzelnen Bedürfnisse und Strebungen ausgehen. Psychische Fehlhaltungen werden vor allem damit erklärt, daß Selbstverwirklichung in der kindlichen Entwicklung verhindert worden sei. Entsprechend zielt das therapeutische Bemühen ganz darauf ab, den Klienten wieder zu sich selbst finden zu lassen und die Kräfte der Selbstentfaltung zu stärken. „Selbstverwirklichung“ steht in dieser Persönlichkeitstheorie deshalb vor allem für ein nichtinstrumentelles Verständnis von Therapie: Ziel ist die mit sich übereinstimmende Selbstgestalt, nicht eine vorweg feststehende Verhaltensänderung⁶.

Ungeschützt gegen mißbräuchliche Inanspruchnahme

Die Thematisierung der Notwendigkeiten des Aufbaus und der Entfaltung der Persönlichkeit bietet einer oberflächlichen Rezeption die Möglichkeit, als Anweisung zur Zentrierung der Wirklichkeitsbezüge auf die eigene Person mißverstanden zu werden. Die Ausrichtung nach innen wird dann verwechselt mit der Ausrichtung auf das Ich. Dieser schillernde Gebrauch des Selbstverwirklichungsbegriffs und seiner Rechtfertigungsfunktion darf nicht einfach übersehen werden. „Selbstverwirklichung“ gerät sonst zur Legitimationsformel für Ichbezogenheit.

In der privaten Lebenskultur dürfte diese fragwürdige Verwendung sogar die vorherrschende sein. Selbstverwirklichung muß als Begründung für den rücksichtslosen Aufbau einer beruflichen Karriere, für exzessive Nutzung der Freizeit zur Steigerung des Selbstgenusses, für das Verlassen einer in ihren Neuigkeitspotenzen tatsächlich oder auch nur scheinbar aufgezehrten Partnerschaft, für das Eingehen beträchtlicher psychischer Risiken und ähnliches mehr herhalten. Angebote von Institutionen, Räume von Mitbestimmung und gemeinschaftlichem Engagement werden häufig nur unter dem Gesichtspunkt gewählt, ob sie „einem etwas bringen“, oder sie bleiben eben ungenutzt. „Jeder soll so leben, wie er mag“ ist die Maxime eines verbreiteten Lebensstils, der sich nur die eine grundlegende Selbstbeschränkung auferlegt, daß die Bewegung des Mehr-sein-Wollens die Integrität anderer nicht beeinträchtigen dürfe.

Diese Beeinträchtigungsgrenze wird freilich nur dort eingehalten, wo sie manifest ist: in Dasein und vitaler Gesundheit, im Ökonomischen, in allem, was Freundeskreis oder Kollegenschaft an Vertraulichkeit, gegenseitiger Hilfsbereitschaft und Gruppendisziplin verlangen. Nach einem der Politik entlehnten, dort freilich durch die Verfassungsentwicklung längst korrigierten Denkmuster rangiert die Arbeit an der Ausweitung des persönlichen Berechtigungs- und Anspruchsbereichs bewußtseins-, interesse- und zeitmäßig vor der Bereitschaft, sich die wechselseitigen Abhängigkeiten auch im Nichtmateriellen zu vergegenwärtigen und zum Orientierungspunkt des Handelns zu machen.

Unter dem Primat der Optimierung persönlicher Freiheit und des Ausbaus der persönlichen Fähigkeiten und Bedürfnisse schwindet so bisweilen der ehemals durch naturbedingte, ökonomische und moralische Zwänge ganz selbstverständlich bewirkte Sachverhalt aus dem Blick, daß das Selbst zu seiner Verwirklichung auf andere „Selbste“ angewiesen ist und von solchen anderen „Selbsten“ stets schon zehrt. Es gehört zu unserem Leben, daß es Leben von und mit anderen ist, und dies gilt nicht bloß leiblich-elementar, sondern auch seelisch und identitätsmäßig. Der „Bedarf“ an Mitmenschlichkeit für die vielen „Selbste“ kann nur gestillt werden, wenn sie von genügend vielen in der Weise des Füreinanders „zur Verfügung gestellt wird“. Zur Verwirklichung seines Selbst ist der einzelne auf Sozialität angewiesen, aber nicht minder hängt die Ressource Sozialität davon ab, daß die

vielen einzelnen sich als zur Sorge um die „nächsten“ anderen und um das gemeine Wohl verpflichtet erkennen. Damit menschliches Leben gelingt, reicht das schieblich-friedliche Arrangement der Interessen der einzelnen als einziger Wertmaßstab auf Dauer nicht aus; dazu bedarf es vielmehr auch des gegenseitigen Anteilnehmens und Anteilgebens und der Übernahme von Verantwortung für die kleineren und größeren Gemeinschaften, auch wenn die Überschaubarkeit, wo die Gebens- und Nehmensflüsse im einzelnen verlaufen, nicht gewahrt werden kann. Im Maß, wie eine Gesellschaft nur aus Gliedern besteht, die auf ihre Selbstverwirklichung, in der der andere und die umfassende Gemeinschaft keinen genuinen Bezugspunkt bilden, fixiert sind, müßte sie kalt und mechanisch werden. Und obendrein teilnahmslos gegenüber den vielfältigen Schicksalsfällen der Menschen.

Hier nun liegt der zweite strukturelle Webfehler einer exzessiven Selbstverwirklichungskultur. Wo die Meßlatte einer nur auf sich bezogenen und in Selbstbehauptung aufgehenden Selbstverwirklichung absolut gilt, kann die von außen verfügte Begrenzung, Mißerfolg, Versagen, Krankheit, Leid und Sterbenmüssen, die häufig genug unerwartet und die eigene Lebensplanung fundamental störend eintreten, nur noch als Scheitern des Selbstprojekts und also als Selbstverlust verurteilt und verarbeitet werden. Dem, der solche verhängnisvollen Ereignisse wahrnimmt, bliebe nichts übrig als die Position des distanzierten Zuschauers, der entsetzt auf das Unglück blickt und mit aller Kraft hofft, daß ihm derartiges erspart bleibe. Selbstverwirklichung bleibt nur dann und insoweit ein humaner Grundsatz, als er die prinzipielle Kontingenz menschlichen Daseins nicht ausdrücklich oder auch bloß faktisch leugnet und sich durch das Prinzip der Solidarität begrenzen läßt. Dabei besteht selbst noch einmal ein fataler Zusammenhang zwischen Solidarität und solidaritätsfeindlicher Selbstverwirklichungshypertrophie: Solidarität erreicht nämlich unter den heutigen gesellschaftlichen Bedingungen dann am wirksamsten ihre Ziele, wenn sie organisierte Gestalt annimmt. Wird sie aber zur perfekten Organisation und erscheint sie nur noch als Aufgabe professioneller Spezialisten, dann gerät sie in die Gefahr, ihr eigenes Fundament zu verdecken und den Zusammenhang zwischen Aufeinanderangewiesensein und Füreinanderdasein aus der Erlebniswelt weiter Bevölkerungskreise zu verdrängen, weil sie von den persönlichen Beziehungen völlig loslösbar erscheinen. Schicksalschläge erscheinen dann als die Angelegenheit abgesondert arbeitender kompensatorischer Spezialeinrichtungen, die ichbezogene Selbstverwirklichungstendenz gerät höchstens punktuell ins Stocken.

Trotzdem in der Sache unverzichtbar

Der angesprochenen Zwiespältigkeit läßt sich nicht leicht abhelfen. Heutige Kulturkritik geißelt zwar häufig und nicht zu Unrecht den als Aufforderung zu

maximaler persönlicher Entfaltung verstandenen oder gemeinten Leitwert Selbstverwirklichung. Doch ist es mit dem bloßen Wortwechsel oder wenigstens der konsequenten Wortvermeidung nicht getan. Denn der Sache, um die es dabei geht, kann man die Legitimität kaum rundweg bestreiten. Im Gegenteil, das Thema der Selbstverwirklichung ist aus mehreren Gründen unabweisbar:

– *pädagogisch* wegen des grundlegenden anthropologischen Sachverhalts, daß der Mensch sich in seinen Persönlichkeitsstrukturen nicht von Zeugung bzw. Geburt an gegeben ist, sondern sie erst während eines lang andauernden Prozesses im Wechselspiel zu ihm vertrauten Bezugspersonen herausbildet. „Wir sind, aber wir haben uns nicht.“⁷ Die Fähigkeit und der Antrieb zur Entwicklung sind weder auf ein allgemeines anthropologisches Muster festgelegt, noch besteht die Entwicklung in der fortschreitenden Explikation des von Anfang an fertigen Kerns; vielmehr zielt sie auf ein konkretes, individuelles Personbild, das aus der Offenheit der eigenen Potentialitäten und im wechselseitigen Austausch mit Erziehern und Umwelt nach und nach ausgeformt wird. Die zugrunde liegende Plastizität einerseits und die Stabilisierung der erlernten Inhalte und Verhaltensweisen zu einer integrierten Persönlichkeit andererseits schließen grundsätzlich auch die Möglichkeit ein, daß dieser Vorgang partiell mißlingt, vorzeitig abgebrochen wird oder auch in bereits überwundene Entwicklungsstadien zurückfällt. Selbstverwirklichung steht, von daher gesehen, für den elementaren Sachverhalt der Plastizität oder Erziehungsfähigkeit (die ältere Pädagogik sprach von Bildsamkeit) des Menschen, die grundsätzlich niemals gänzlich schwindet, wenn sie auch nach Lebensaltern stark differiert.

– *ethisch*, weil das Fragen und Suchen nach der richtigen menschlichen Existenz sich nicht automatisch steuert, sondern vor allem an wichtigen Punkten der Biographie, aber auch in der immer wieder erforderlichen Verdeutlichung bereits früher getroffener Entscheidungen zu Selbstfestlegungen nötigt, die gleichzeitig aus Freiheit erfolgen und Freiheit in deren Ergreifen „verbrauchen“. Die Ausgestaltung der eigenen Anlagen und Fähigkeiten, und zwar sowohl der intellektuellen und gefühlsmäßigen wie auch der sittlichen, deren Integration in eine balancierte Gesamtpersönlichkeit, schließlich auch die Findung der eigenen Lebensrolle in der naturhaften und sozialen Realität spielen sich im Bezugsfeld zu anderen ab; dies alles findet ferner zwangsläufig in Auseinandersetzung und Übereinstimmung zur aufgebauten „Welt“ statt und muß schließlich auch mit der Tatsache fertig werden, daß sie durch den konkreten geschichtlichen Ort und ganz bestimmte gesellschaftliche Bedingungen Begrenzungen unterliegt. Das eigene Personsein muß unter einer Vielzahl von Möglichkeiten in Anpassung und Distanz gestaltet und durch Konflikte, Anfechtungen und Vorstellungen durchgehalten werden. So zeigt sich das Anliegen von Selbstverwirklichung unter diesem Gesichtswinkel als die Fähigkeit und der im Menschen selbst unüberhörbar sich zu Wort meldende Anspruch der Selbstverantwortlichkeit als jene Eigenschaft des Menschen, die ihn

gegenüber allen anderen Lebewesen auszeichnet und ohne deren Realisation aufs Ganze gelingendes Leben nicht auskommt.

– *historisch*, insofern sich die klassische ethische Tradition von Aristoteles angefangen über Augustinus und Thomas von Aquin (bei diesem vor allem in der Gestalt einer Theorie der Selbstliebe) bis hin zu Kant und Hegel als Glückseligkeitslehre verstanden hat, ohne deshalb auch nur ansatzweise in eine Anleitung zur subjektiv-hedonistischen Lebensausrichtung zu verkommen. Der gemeinsame Grund dieses Selbstverständnisses lag in der Überzeugung von einer der menschlichen Natur innewohnenden Teleologie, die das vernünftige Wesen in seinem Begehren bestimmt. Noch Hegel sagt in seiner „Philosophischen Propädeutik“ von der Morallehre, sie habe „den Menschen auch nach seinem besonderen Dasein oder nach seinem Wohl zum Gegenstande und fordere nicht nur, daß der Mensch in seiner abstrakten Freiheit gelassen, sondern auch daß sein Wohl befördert werde“⁸. Im spannungsvollen Verhältnis zu sich selbst als einem natürlichen Individuum und einem vernunftbegabten, und das heißt: an allgemeinen Geltungen ausrichtungsfähigen Wesen setzte die philosophische und moraltheologische Tradition die „Pflichten gegen sich selbst“ an. Günther Bien⁹ und Hermann Lübbe¹⁰ haben in jüngerer Zeit unabhängig voneinander, aber in großer sachlicher Übereinstimmung die These vertreten, daß das Thema Glück bzw. Pflichten gegen sich selbst, weil es in der seriösen Philosophie in der Form der Wissenschaft nicht mehr zum Gegenstand gemacht werden konnte, in der Unterhaltungskultur Unterschlupf gefunden habe und sich gleichzeitig unter anderen Bezeichnungen, zum Beispiel unter der der „Selbstverwirklichung“, in Alltagsorientierung, Psychologie und empirischer Sozialforschung wieder zurückmelde.

– schließlich auch *theologisch* im engeren Sinn, insofern der Glaube darum weiß, daß sich kein Subjekt in der Auseinandersetzung mit der ihm gegebenen und von ihm erschlossenen Wirklichkeit jemals einfach selbst zu geglückter Vollendung bringen kann. Der gesuchte Sinn und das erstrebte Gelingen des Lebens zeigen sich in und trotz aller Bemühungen als nicht einfach verfügbar. Endlichkeit und Sünde bedrohen das Selbstsein notorisch; sie verweisen es einmal in die Bewegung der Hoffnung, die das Selbst auf seine größere, aber nur als Gewährung erfahrbare Möglichkeit hin offenhält, zum anderen in die Bewegung der Umkehr¹¹ als der andauernden Bereitschaft, das Wollen und Tun auf dieses, in der Tiefe des Selbst als Möglichkeit und Anspruch entdeckte Hinaussein über das eigene Ich auszurichten. Wirkliche Realisation des wahren Selbst geht demnach zwar nie ausschließlich, aber immer auch als Entgegennahme vor sich. So gesehen kann Selbstverwirklichung eine anthropologische Chiffre für die Nichtvollendbarkeit des Menschen in dieser Welt und seine Offenheit für das Erlösungshandeln Gottes sein. Das Echtheitskriterium ist Paulus zufolge die Liebe (vgl. 1 Kor 13).

Um sich dem erwähnten Schillern des Gehalts von „Selbstverwirklichung“ nicht auszuliefern, müssen in der Fluchtlinie des Gesagten vor allem zwei Bedeutungen

auseinandergehalten werden, nämlich *Selbstverwirklichung als Selbstbezogenheit* und *Selbstverwirklichung als Ausweitung und Vertiefung der Persönlichkeit* über die jeweils augenblickliche Begrenztheit hinaus. Selbstverwirklichung in der ersten Bedeutung räumt dem Anspruch der eigenen Bedürfnisse Vorrangigkeit ein. Sie verdichtet sich zu der Maxime, jeden Steigerung des Wohlbefindens versprechenden Impuls soweit als möglich zu befolgen. Dies kann in desto größerem Umfang realisiert werden, je unabhängiger und ungebundener der Betreffende ist. Während Selbstverwirklichung hierbei in zahlreichen einzelnen Handlungen unmittelbar intendiert wird, ist Selbstverwirklichung in der zweiten Bedeutung ein umgreifendes Grobziel, das nur mittels der Kontinuität vieler situationsbezogener Handlungen angesteuert werden kann. Sie ist darum besorgt, daß die einzelne Person in ihrer Eingewobenheit in das vielfältige Geflecht der Beziehungen und Abhängigkeiten zu ihrer mitmenschlichen, dinglichen und natürlichen Um-Welt sich nicht selbstvergessen oder selbstbezogen verliert. Der Ausbau der persönlichen Potenzen erfolgt von vornherein im Netz der gewachsenen mitmenschlichen Beziehungen und vorhandenen Bindungen und innerhalb des Rahmens der konkret gegebenen Möglichkeiten.

ANMERKUNGEN

* Beim folgenden Text handelt es sich um den einführenden Essay zu: *Selbstverwirklichung. Chancen – Grenzen – Wege*, hrsg. v. K. Hilpert (Reihe: Moraltheologie interdisziplinär), Grünewald-Verlag 1987. Die Hauptbeiträge dieses in den nächsten Wochen erscheinenden Buchs behandeln die Problematik im Kontext zentraler Lebensbereiche und exemplarischer Handlungsfelder, nämlich im Prozeß der Identitätsausbildung, in der Deutung und Verarbeitung von Schuld, in Arbeit und Freizeit, in Partnerschaft und Ehe, im Angewiesensein auf medizinische Hilfe sowie in der Ausbildung von seelsorgerlichen Beratern.

¹ S. Freud, Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse (1940): Ges. Werke, Bd. 11 (Frankfurt 1973) 294f.

² Vgl. S. Kierkegaard, *Die Krankheit zum Tode* (Reinbek 1966) 13.

³ K. Marx, *Nationalökonomie und Philosophie. Über den Zusammenhang der Nationalökonomie mit Staat, Recht, Moral und bürgerlichem Leben*, in: *Die Frühschriften*, hrsg. v. S. Landshut (Stuttgart 1971) 225–316, hier 235.

⁴ R. Huber, *Zur Psychologie der Selbstverwirklichung. Eine vergleichende Betrachtung psychologischer Selbstverwirklichungstheorien* (Diss. phil. Zürich 1981) und S. Dundee, *Selbstverwirklichung. Herkunft und Bedeutung eines modernen Begriffs*, in dieser Zschr. 200 (1982) 25–30, nennen in weitestgehender Übereinstimmung A. Pfänder, C. G. Jung, A. H. Maslow, E. Fromm, E. H. Erikson, K. Horney, C. R. Rogers, G. W. Allport, Ch. Bühler, H. Thomae. Eine interessante und kritische Weiterführung dieses Konzepts bietet J. Willi, *Koevolution. Die Kunst gemeinsamen Wachstums* (Reinbek 1985).

⁵ C. G. Jung, *Die Beziehungen zwischen dem Ich und dem Unbewußten* (1928): Ges. Werke, Bd. 7 (Zürich 1964), z. B. 191.

⁶ S. dazu etwa C. R. Rogers u.a., *Die klientenzentrierte Gesprächspsychotherapie* (München 1972); ders., *Entwicklung der Persönlichkeit. Psychotherapie aus der Sicht eines Therapeuten* (Stuttgart 1976).

⁷ H. Plessner, *Die Frage nach der Conditio humana* (1961): Ges. Schr., Bd. 8 (Frankfurt 1983) 136–217, hier 190.

⁸ G. W. F. Hegel, *Philosophische Propädeutik* (1840) I, § 24: Sämtl. Werke, Bd. 3 (Stuttgart 1927) 53.

⁹ G. Bien, *Die Philosophie und die Frage nach dem Glück*, in: *Die Frage nach dem Glück*, hrsg. v. d. d. d. (Stuttgart 1978) IX–XIX, hier XIV.

¹⁰ H. Lübke, *Glücklich wer weiß, was zu tun ist*, in: *Rh. Merkur*, 7.6.1986, 3f.

¹¹ Zur Interpretation der Umkehr als Selbstverwirklichung s. J. Fuchs, *Selbstverwirklichung und Selbstentfremdung*, in dieser Zschr. (1984) 651–661.